

Die Frage nach der Einheit der Kirche auf dem Missionsfeld

Es gehört zu den unergründlichen Geheimnissen der Kirchengeschichte, daß sie von mächtigen Bewegungen weiß, die unabhängig von allen Grenzen der Nationen und der Konfessionen durch die gesamte Christenheit gehen und sie innerlich und äußerlich umgestalten. Eine solche Bewegung war zum Beispiel der Pietismus, der seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert vom Westen nach Osten durch Europa zog und dann in die westliche Welt bis nach Amerika zurückflutete, nachdem er alle Konfessionen in der Tiefe berührt hatte. Eine andere Bewegung dieser Art ist die Erweckungsbewegung, die nach den Napoleonischen Kriegen wiederum die ganze Christenheit von Amerika bis Rußland ergriff. Wenn der Pietismus der Befreiung des Individuums gedient und dabei mit dem Kirchenbegriff des orthodoxen Zeitalters das Kirchenbewußtsein überhaupt zersetzt hatte, so begann in der Erweckung, die zunächst nichts anderes zu sein schien als eine Erneuerung des Pietismus, eine Gegenbewegung gegen die Auflösung des Kirchengedankens. Um 1830 wird überall in der Christenheit, bei den Katholiken des Westens wie den Orthodoxen des Ostens, bei Lutheranern und Reformierten, bei den Anglikanern und Presbyterianern, das Wesen der Kirche neu durchdacht; die Wirklichkeit der Kirche neu erlebt. Ein Menschenalter etwa hat das Fragen nach der Kirche, hat das neue Lebensinteresse an der Kirche angehalten, bis die politischen und sozialen Fragen des 19. Jahrhunderts die religiösen und kirchlichen übertönten und der Materialismus des ausgehenden Jahrhunderts zum Totengräber alles geistigen und kirchlichen Lebens zu werden drohte. Erst nach der Jahrhundertwende, in den Jahren vor dem ersten Weltkrieg, machten sich die ersten Anzeichen dafür bemerkbar, daß die große Frage nach der Wirklichkeit der Kirche, die das Menschenalter von 1830 bis 1860 so tief bewegt hatte, aufs neue erwachen und auch für die Christenheit des 20. Jahrhunderts zu einer Lebensfrage werden würde. Das freilich konnte damals, um 1910, niemand ahnen, daß die Frage nach dem Wesen und der Wirklichkeit der einen Kirche Gottes innerhalb einer Generation so sehr zur Frage aller Fragen für die Christenheit aller Konfessionen werden würde, wie sie es unter den erschütternden politischen Ereignissen dieser Jahrzehnte dann tatsächlich geworden ist.

Es ist kein Zufall, daß das Missionsfeld die Stätte gewesen ist, von der in unserem Jahrhundert die Frage nach der Kirche ausging, und zwar zunächst in Gestalt des Rufes zur Einheit der Christenheit. Ist doch seit den Tagen der Apostel immer das Missionsfeld als der Ort, wo Kirche und Nichtkirche, göttliche Wahrheit und dämonische Lüge sich begegnen und sich scheiden, auch der Ort, wo die tiefsten Fragen des christlichen Glaubens zuerst aufbrechen und die letzten Entscheidungen der Kirchengeschichte fallen. So wurde die Weltmissionskonferenz von Edinburg im Jahre 1910 zur Geburtsstätte der ökumenischen Bewegung unserer Zeit. Diese große Heerschau der protestantischen Weltmission stand zwar in ihren praktisch-missionarischen

wie in ihren theologischen Fragestellungen noch ganz im Banne des 19. Jahrhunderts, was äußerlich schon darin zum Ausdruck kam, daß das Missionsfeld im wesentlichen nur durch Missionare und durch Delegierte von Missionsgesellschaften vertreten war und daß unter den Hunderten von Weißen nur ganz wenige farbige Gesichter wie das von Vedenayakam Azariah, dem späteren Bischof von Dornakal, dem bekannten Missionsveteranen in Südindien, daran erinnerten, daß es nicht nur Missionsgesellschaften, Missionare und Eingeborene als Missionsobjekte gab, sondern die eine heilige Kirche Gottes, die ihre Geschichte auf der ganzen Erde erlebt, in den verschiedensten Rassen und Völkern, in alten und jungen Kirchen. Es waren amerikanische Mitglieder der Weltmissionskonferenz, darunter der anglikanische Bischof der Philippinen, Charles Brent, die wenige Monate nach der großen Tagung von Edinburg in Cincinnati die Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung ins Leben riefen, und auch die anderen Zweige der ökumenischen Bewegung, der Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen und die Stockholmer Bewegung für praktisches Christentum haben von Edinburg und dem dort gegründeten Internationalen Missionsrat entscheidende Anregungen empfangen. Es ist hier nicht der Ort, die Entwicklung zu schildern, welche die ökumenische Bewegung dann, durch zwei Weltkriege zugleich gehemmt und gefördert, erlebt hat und deren Hauptstationen die Weltkirchenkonferenzen von Stockholm (1925), Lausanne (1927), Oxford und Edinburg (1937) und Tambaram (1938) sind. Es genügt die Feststellung, daß allen Enttäuschungen und aller Skepsis zum Trotz die verschiedensten Bäche und Flüsse zu einem gewaltigen Strom zusammengefloßen sind, der heute durch die gesamte Christenheit der Erde geht, der sogar die Deiche und Mauern durchbrochen hat, mit denen die Römische Kirche der zwanziger und dreißiger Jahre sich dagegen zu sichern wußte. Es ist eine Tatsache, vielleicht die wichtigste der neueren Kirchengeschichte, daß ein völlig neues Kirchenbewußtsein, ein neues Verständnis des uralten Glaubens an die eine heilige, katholische und apostolische Kirche durch alle Konfessionen geht und daß das Missionsfeld der Ort ist, an dem die Bewegung ihren Ausgang nahm und an dem die Entscheidung über ihre Zukunft fällt.

*

Die Frage nach der einen Kirche Gottes ist auf dem Missionsfeld aufgebrochen an der Not der Kirchenspaltungen, der praktischen Not, welche die Mannigfaltigkeit der missionierenden Konfessionskirchen bereitete, und der Glaubensnot, die daraus erwächst. Diese Not bestand noch nicht in den Zeiten, als die Jesuiten, die Franziskaner und Dominikaner auf den Spuren der spanischen und portugiesischen Welteroberer in die eben entdeckten oder der Mission sich erschließenden Teile der Erde zogen, als die Mission der reformierten Kirchen des Westens den holländischen und britischen Entdeckern und Kolonisatoren folgte, als die ersten Sendboten von Halle und Herrnhut nach Ost- und Westindien und Grönland gingen und als die deutsche Erweckung in Basel und Berlin, in Dresden und in Hermannsburg ihre frischen Missionslieder sang. Es bedurfte erst des gewaltigen Wachstums der Weltmission bis zum Beginn unseres Jahrhunderts, um der Christenheit und der

Welt den Zustand der Zerspaltenheit und die daraus erwachsende Not zu offenbaren. Ich erinnere nur an ein paar Tatsachen, wie sie auf den ökumenischen Konferenzen als Beispiele der großen Not berichtet wurden und wie sie sich beliebig vermehren ließen. „Vier Andachtsstätten stehen, hundert Yards voneinander entfernt, in einer Großstadt Indiens. Jede dieser Kirchen ist an gewöhnlichen Sonntagen kaum zur Hälfte gefüllt, jede hat einen Geistlichen mit unzureichendem Gehalt, jede befindet sich nur allzu oft in endlosen Kämpfen, nicht gegen die Sünde und das Leid, die um sie herum herrschen, sondern gegen die vermeintlichen Mängel im Glauben und in den Gebräuchen der anderen. Sieben Missionsgesellschaften arbeiten in einem Bezirk unter einer Bevölkerung von einer Million Menschen. Fünf von ihnen behaupten, die Wahrheit des Evangeliums allein zu besitzen, und beanspruchen daher das Recht, überall einzudringen und Kirchen zu gründen.“ So lautete eine bewegte Klage des Bischofs von Dornakal auf der Weltkonferenz von Lausanne im Jahre 1927. Ihm schloß sich der bekannte chinesische Kongregationalist Dr. Lew mit einem Bericht über die verwüstenden Folgen an, welche um 1922 die Zersplitterung der protestantischen Mission in China in mehr als hundert Missionsgesellschaften verschiedener konfessioneller Herkunft auf die werdende Christenheit des schon damals aus tausend Wunden blutenden riesigen Landes hatte, in dem fast ein Viertel der Menschheit lebt. Nach dem Bericht von Tambaram scheint inzwischen Südafrika mit seinen weit über 500 religiösen Sondergruppen das klassische Land der Zersplitterung auf dem Missionsfeld geworden zu sein. Hatten die Missionen zunächst die äußeren Folgen dieser Zersplitterung gesehen und bedacht, die Verschwendung von Geld und Arbeitskräften, die Erschwerung des Aufbaus gesunder kirchlicher Organisationen, so kam von den Missionsfeldern mehr und mehr der erschütternde Ruf der inneren Not. „Wo das Evangelium Eingang gefunden hat, da werden die Spaltungen in der Kirche den Nichtchristen zum Anstoß“, so hören wir noch einmal die klagende und anklagende Stimme aus Indien. „Die denkenden Menschen fragen, warum wir Hingabe an den einen Christus fordern und doch gleichzeitig im Gottesdienst getrennt sind und in den heiligsten Handlungen uns engherzig voneinander abschließen. Die Spaltungen verwirren den nachdenklichen Sucher. Welcher Kirche soll ich mich anschließen? So fragen die Bekehrten.“ Wie kann die christliche Mission die Völker der Welt zu der einen Wahrheit des einen Evangeliums rufen, wenn ihre Träger selbst sich nicht darüber einig sind, was dies Evangelium eigentlich ist? Es gibt kaum etwas, was der ökumenischen Bewegung mit ihrer theologischen und ihrer praktisch-kirchlichen Arbeit solchen Auftrieb gegeben hat wie diese Frage, die zugleich eine schwere Anklage gegen die alten Kirchen ist. Denn in der Heimat, wo die Konfessionen als alte, historisch gewordene Gebilde existieren, an Landschaft und Volkstum gebunden, hat man ja das Ärgernis der Kirchenspaltung vielfach gar nicht mehr bemerkt. Anders war es in den Einwanderungsländern wie Nord- und Südamerika, Südafrika und Australien, wo eine echte Völkerwanderung Menschen aus allen Teilen der Alten Welt zusammengeführt und durcheinander gewürfelt hatte. In diesen Ländern mußte mit Notwendigkeit ein ganz

neues Verständnis für die kirchengeschichtlichen Folgen der Kirchenspaltung erwachsen und ein in den Kirchen der Alten Welt in dieser Weise nie gekanntes Verlangen nach Einigung. Aber es bedurfte erst der Erfahrungen der *ecclesia militans* auf dem Missionsfeld, der Fronterfahrung der Kirche im Kampf mit den Religionen und der Religionslosigkeit der Welt, um die ganze Not der Kirchenspaltungen zu offenbaren. Wie in einem Hohlspiegel vergrößert und gewiß auch verzerrt, aber doch in schonungsloser Offenheit und Wahrhaftigkeit sah die alte Christenheit in der Not, in den Fehlern und Sünden der Missionskirchen ihr eigenes Antlitz wieder. Sie sah nicht nur die Flecken und Runzeln, die Christi Braut nicht haben soll und die sie doch auf dieser Erde tragen wird bis an den Jüngsten Tag, sondern sie sah auch die bedenklichen Züge, die schon mancher sterbenden Kirche den Tod vorausverkündigt hatten. So erklärt es sich, daß von einer der großen Missionskonferenzen zur anderen die Frage nach der Einheit der Kirche auf dem Missionsfeld nicht nur dringender geworden, sondern auch tiefer verstanden worden ist. In Edinburg 1910, so beschreibt Hartenstein im deutschen Bericht über die Konferenz von Tambaram diese Entwicklung, redete man „viel von Kooperation (Zusammenarbeit) und meinte damit vor allem die Zusammenarbeit missionarischer Kräfte, Anstalten und Dienstleistungen. Jerusalem nahm das Wort Zusammenarbeit auf und ging in unberechtigter Weise so weit, die besten Kräfte aus den heidnischen Missionen aufzurufen, um mit ihnen zusammenzuarbeiten gegen den Todeshauch des Säkularismus. Tambaram hat zwei Schritte vorwärts gemacht. Es redete auch von Zusammenarbeit aller Christen zum Dienst am Bau der Gemeinde Jesu. Aber es redete — und das ist das andere — viel stärker von Union und meinte damit... die gewaltige Schau der Einheit des Leibes Christi in der Welt.“ Das bedeute, so fährt Hartenstein fort, eine kühne Herausforderung an die alte Christenheit. „Sollen alle die konfessionellen Schranken und Prägungen verewigt werden, oder ist nicht die Stunde da, wo um des großen Zieles willen, damit die Welt glaube, du habest mich gesandt, neu zu überprüfen ist, was Gott in die Gefäße der Bekenntnisse hineingelegt hat, damit sie nicht gegeneinander und widereinander, sondern miteinander zum Bau seiner Gemeinde, des einen Leibes Jesu Christi auf Erden fähig werden? Es wird von Tambaram her der Ruf zur Einheit, zur Vereinigung der Kirchen und Bekenntnisse auf dem Missionsfelde nicht mehr verstummen“ (Deutscher Bericht Seite 118). Das ist richtig. Und man kann mit Hartenstein nur den Ernst und die Dringlichkeit dieses Rufes betonen, der ein wirklicher Notschrei, eine echte Lebensfrage für die ganze Christenheit ist. Und gerade als Vertreter und Freunde der lutherischen Mission müssen wir ihn hören. Und zwar keineswegs nur weil in der Art, wie Tambaram diese Frage formuliert hat, eine verborgene, von Hartenstein ganz offen ausgesprochene Kritik an dem, was er „lutherische Ausschließlichkeit“ nennt, enthalten ist, sondern vor allem auch weil unsere Kirche ja eine Lehre von der *Una Sancta* hat, von der sie meint, daß sie nicht nur das Sondergut einer einzelnen Konfession sei, sondern die für alle Kirchen und Konfessionen gültige biblische Wahrheit. Wir sind der Welt, wir sind der Christenheit eine Antwort schuldig, und darum können wir nicht ernst genug

in unseren eigenen Kreisen über diese Fragen nachdenken und an ihrer Beantwortung arbeiten.

*

Das erste und wichtigste, was wir zur Lösung der Frage nach der einen Kirche zu tun haben, ist dies, daß wir es wieder lernen, an die eine Kirche zu glauben. Wer die Missionsliteratur des letzten Menschenalters, soweit sie sich mit der Frage der kirchlichen Einheit befaßt, überblickt, wer die immer wiederkehrenden Klagen und Anklagen, die vom Missionsfeld kommen, hört — und welcher ernste Christ könnte sie überhören? —, wer die nervöse Hast beobachtet, mit der Unionsexperimente vorgeschlagen und ins Werk gesetzt werden, bei denen dann schließlich doch, wie bei der südindischen Union, so gut wie nichts herauskommt, der möchte den christlichen Brüdern, die sich an diesen Fragen, Nöten und Aufgaben zerreiben, mehr von der Geduld, und das heißt zugleich mehr von dem Glauben wünschen, womit die großen Gottesmänner vergangener Zeiten der Tatsache einer gespaltenen Christenheit gegenüber gestanden haben. Es ist nicht lutherischer Quietismus, wenn wir so reden, sondern es ist die Haltung, die aus dem echten Glauben an die Una Sancta kommt, wie ihn unsere Väter in der Reformation bekannt haben. Auch sie haben gewußt, was es heißt, an der Zukunft der Kirche zu verzweifeln; was Zeiten der Kirchengeschichte sind, in denen es scheint, „als sei keine Kirche“, „als sei sie gar untergegangen“. „Dagegen, daß wir gewiß sein mögen, nicht zweifeln, sondern fest und gänzlich gläuben, daß eigentlich eine christliche Kirche auf Erden lebe und sei, welche Christi Braut sei . . . daß auch der Herr Christus hier auf Erden in dem Haufen, welcher Kirche heißt, täglich wirke, Sünde vergebe, täglich das Gebet erhöre, täglich in Anfechtung mit reichem, starken Trost die Seinen erquicke und immer wieder aufrichte, so ist der tröstliche Artikel im Glauben gesetzt: Ich gläube eine katholick, gemeine, christliche Kirche“ (Apologie zu CA 7). Wahrlich „gar tröstlich und hochnötig“ ist der Glaubensartikel von der „katholik oder gemein Kirchen, welche von aller Nation unter der Sonnen zusammen sich schickt“. Er ist uns gegeben, ne desperemus, wie es im lateinischen Text heißt. Ne desperemus! Der echte Glaube an die Una Sancta als eine unzerstörbare göttlich gesetzte Realität in dieser Welt kann uns alle, die Christen aus den alten und aus den jungen Kirchen, vor der Verzweiflung an der Kirche Gottes bewahren, in die der Zustand der Christenheit jeden stürzen muß, der nur diesen äußeren Zustand sieht und nichts von der verborgenen Herrlichkeit des regnum Christi weiß, die dahinter steht. Nur dieser Glaube vermag uns die Geduld zu geben, die uns bei unserer Arbeit für die eine Kirche Gottes not ist. Dieser Glaube hat Luther nicht verzweifeln lassen, als er sah, welches die äußeren Wirkungen der Predigt des reinen Evangeliums auf den kirchlichen Organismus waren. Dieser Glaube hat einen Thomas von Aquin ruhig sterben lassen, als der Tod ihn auf dem Weg zum Konzil von Lyon ereilte, wo seine Mitarbeit an der größten theologisch-kirchlichen Aufgabe der mittelalterlichen Christenheit, der Heilung des Schismas zwischen Abendland und Morgenland, unentbehrlich war. Dieser Glaube hat die Väter der Alten Kirche vor der Verzweiflung bewahrt, in die der Zustand der da-

maligen Christenheit sie hätte versetzen können. Schon Paulus ist in einer gespaltenen Kirche gestorben, nachdem er während seiner ganzen Wirksamkeit als Apostel gegen Schisma und Häresie hat kämpfen müssen. Und die letzte Sorge des Johannes galt wie die seines Meisters der Einheit derer, die den Christennamen tragen. Ignatius muß die Todesreise von Antiochien nach Rom antreten angesichts einer sich in den gnostischen Häresien anscheinend rettungslos auflösenden Christenheit. Der Heide, der um das Jahr 150 in Rom Christ werden wollte, befand sich in derselben Verlegenheit wie der Heide in Bombay, Kalkutta und Kanton heute. Er mußte sich fragen, wo denn nun die wahre Kirche sei, ob bei den Valentinianern, den Marcioniten oder bei denen, die sich den Namen der katholischen Kirche beizulegen begannen. Am Anfang des dritten Jahrhunderts waren mindestens noch zwei weitere Kirchengemeinschaften dazugekommen, und die katholische Kirche in Rom war durch das Schisma zwischen Kallist und Hippolyt gespalten. Bald kam noch die Abspaltung der Novatianer hinzu. Ein ähnliches Bild boten die großen Kirchen Afrikas und des Ostens. Als Konstantin die Herrschaft im Westen des Imperium Romanum antrat und die Kirche als geistiges Einheitsband seines Reiches zu gebrauchen gedachte, erfuhr er zu seinem Schrecken, daß die Kirche Afrikas durch die donatistische Frage in zwei Kirchen gespalten sei, die sich gegenseitig den Charakter als Kirche Christi absprachen. Weder ihm und seinen Nachfolgern noch den großen Kirchenmännern Afrikas ist die Einigung je gelungen, und als Augustin starb, da brachte der Vandalensturm nur noch weitere Spaltungen auf dem uralten Heimatboden der lateinischen Kirche hinzu. Dieselbe Enttäuschung erlebte Konstantin, als er den Osten erobert hatte und eine Kirche vorfand, die durch den arianischen Streit zerrissen war. Hat die Christenheit, vom letzten Jahrhundert abgesehen, jemals vor größeren Missionsaufgaben gestanden als im vierten und fünften Jahrhundert, als die Massen der antiken Welt und gleichzeitig die germanischen Völker den christlichen Glauben anzunehmen begannen? Und ausgerechnet in diesen Jahrhunderten haben die Christen — menschlich geredet — sich den Luxus einer Zersplitterung geleistet, der nach menschlichem Ermessen den Missionserfolg einfach illusorisch machen mußte. Eine Christenheit, die zwei Menschenalter lang durch die arianischen Streitigkeiten zerrissen war, in der dann Orthodoxe, Nestorianer und Monophysiten Jahrhunderte lang vergeblich miteinander rangen, in der um Augustinismus und Pelagianismus gekämpft wurde, während die Germanen den im Reiche verurteilten Arianismus in einer Spätform noch lange konservierten: eine solche Christenheit hat einst die größten Aufgaben der Mission in Angriff nehmen — oder auch versäumen müssen.

Warum stellten wir das alles fest? Etwa um die Spaltungen der Gegenwart zu entschuldigen oder zu bagatellisieren? Nein, um alles in der Welt nicht. Oder gar, um es als den unabänderlichen Normalzustand der Christenheit hinzustellen, daß sie gespalten sein muß? Gott bewahre uns vor solchem Leichtsinn! Nein, wir wissen wohl, was für unbeschreibliche Sünde sich auch hinter den Kirchenspaltungen der Vergangenheit verbirgt, auch und gerade hinter der Spaltung zwischen Osten und Westen im ganzen Mittelalter. Man

kann und muß auch fragen, wie anders wohl die Kirchengeschichte des Orients verlaufen wäre ohne die Kirchenspaltungen mit ihren das geistliche Leben verwüstenden Folgen. Der Sieg des Islams ist ihnen zum guten Teil, wenn nicht überhaupt zuzuschreiben. Nein wir haben diese Tatsache nur festgestellt, um das Ne desperemus der Apologie besser zu verstehen. Was für eine Realität muß die una sancta ecclesia perpetuo mansura doch sein, wenn sie trotz des Unheils der Spaltungen da ist! Wahrlich, erst angesichts dieser dunklen Seiten der Kirchengeschichte begreift man ganz die Größe und die Paradoxie des Glaubens an die eine Kirche Gottes. Diesen Glauben haben wir von den Vätern der lutherischen Reformation, haben wir von den Vätern der Kirche aller Zeiten neu zu lernen. Er allein kann die Weisheit und die Geduld geben, ohne die alle Arbeit an der Einigung der Christenheit ein nervöses, aufgeregtes und im letzten Grunde fruchtloses menschliches Tun, Synergismus im schlimmsten Sinne bleibt, ein Tun, in dem es schließlich doch um die Ehre des Menschen und nicht um die Ehre Gottes allein geht. Ein Synergismus, der vergißt, daß die Kirche und die Einheit der Kirche durch Jesus Christus allein konstituiert wird: Ubi Christus, ibi ecclesia.

*

Ein Zweites und nicht minder Wichtiges haben wir angesichts der unsagbaren Not der Zersplitterung der Christenheit von unseren Vätern in der Reformation, darüber hinaus aber von den Vätern der Kirche aller Zeiten, und schließlich von den Aposteln, ja vom Herrn der Kirche selbst zu lernen. So schwer es uns Christen der modernen Welt auch fallen mag, wir müssen uns aufs neue sagen lassen, daß es bei dem Fragen nach der Einheit der Kirche immer um die Wahrheit des Evangeliums geht. Wer nach der einen Kirche Christi fragt, der fragt nach der wahren Kirche, oder er weiß nicht, was er tut.

Das ist eine Erkenntnis, die sich in der ökumenischen Bewegung überall dort durchgesetzt hat, wo man die dogmatischen Fragen ernst nahm. Sie hat sich bisher am wenigsten durchgesetzt in der Einigungsarbeit auf dem Missionsfeld. Das hat mehrere Ursachen. Die moderne protestantische Weltmission ist ein Kind des Pietismus, und sie kann diese Herkunft nicht verleugnen. Der Pietismus aber hat von jeher für dogmatische Fragen und damit für die einigende Bedeutung der reinen Lehre kein Verständnis gehabt. „Die Lehre trennt, der Dienst eint“, so lautet eins seiner Schlagwörter. Was dieser falsche Satz und die ihm zugrundeliegende Anschauung in der Kirche angerichtet hat, dafür bietet die Geschichte des deutschen Protestantismus so erschreckende Beispiele, daß wir es nicht nötig haben, bei den uns angeblich oder wirklich theologisch unterlegenen Kirchen des Westens Anschauungsmaterial darüber zu sammeln. Die moderne protestantische Weltmission hat ferner besonders in Amerika starke Elemente eines aufklärerischen Christentums in sich aufgenommen, jener „religion in which we all agree“, die seit den Tagen Benjamin Franklins den alten reformierten Glauben mehr oder minder verdrängt hat. Und diese Aufklärungsreligion hat noch weniger Verständnis für die Lehre der Kirche als der Pietismus. Und schließlich haben

die von dieser pietistisch-aufklärerischen Religion wesentlich mitbestimmten Missionen in den von ihnen gegründeten jungen Kirchen natürlich wenig dogmatisches Verständnis zu wecken vermocht. So kommt es, daß gerade vom Missionsfeld immer wieder die mitunter von Drohungen begleitete Forderung an die alte Christenheit ergangen ist, endlich mit den konfessionellen Spaltungen Schluß zu machen, widrigenfalls die jungen Kirchen mit den alten Bekenntniskirchen brechen und ihrerseits die von Christus gewollte und gebotene Einheit durch die Bildung von Unionskirchen herstellen würden. Hinter diesen Gedanken und Forderungen der Missionen und der Missionskirchen steht eine Theorie über die Spaltungen, die sich in folgenden zwei Sätzen aussprechen läßt:

1. Die Konfessionen oder Denominationen sind zu verstehen als Ausprägungen der christlichen Religion, die in der Heimat ein relatives Recht hatten und es heute dort vielleicht noch besitzen, die es aber auf den Missionsfeldern verloren haben.
2. Die Konfessionskirchen können mit dem, was für sie wesentlich ist, in der höheren Einheit einer geeinten Kirche aufgehen, einer Kirche also, in der die Unterschiede „aufgehoben“ sind, „aufgehoben“ in dem doppelten Sinne, den dies Wort haben kann.

Daß dies kein neuer, sondern ein alter, bis in den Pietismus des 18. Jahrhunderts zurückgehender Gedanke ist, zeigt die Tropentheorie Zinzendorfs. Daß diese Theorie nicht angelsächsisch, sondern auch deutsch ist, zeigt neben dem Unionsaufruf Friedrich Wilhelms III. von 1817 etwa der programmatische Satz der Norddeutschen Missionsgesellschaft, daß man den Konfessionsunterschied zwischen Lutheranern und Reformierten nicht auf das Missionsfeld hinaustragen dürfe. Man wird diese ganze Theorie der Konfessionen nur dann kritisieren dürfen, wenn man ihren Wahrheitskern erkennt. Es gibt in der Tat Unterschiede, die man nicht auf das Missionsfeld hinaustragen darf. Wenn ein alter schottischer Missionar aus Nordindien bekannt hat, er habe seinen Gemeinden alles klar machen können, nur den Unterschied zwischen der Kirk of Scotland und der Free Kirk of Scotland hätten sie nie verstanden, dann muß unsere Sympathie restlos auf Seiten der armen Inder sein, denen man in der Tat nicht zumuten kann, daß sie zwei Kirchen unterscheiden sollen, welche dieselbe Verfassung, dieselbe Lehre und dieselbe Liturgie haben. Und wieviele Konfessionsunterschiede dieser Art gibt es! Wie wenige echte Konfessionen sind unter den 100 Denominationen, die in China das Evangelium verkünden! Welches Recht haben die Six-Principle Baptists, die Seventh-Day Baptists und die Two-Seed-in-the-Spirit Predestinarian Baptists, ihre Konfessionsunterschiede auf dem Missionsfeld zu verewigen? Wenn es sich um solche Unterschiede allein handelte, dann hätten die Inder und Chinesen allerdings recht, wenn sie dem abendländischen Konfessionalismus ein Ultimatum stellen, wie es auf jeder der großen Missionskonferenzen des letzten Menschenalters geschehen ist.

Aber es geht ja darum allein nicht. Es geht nicht nur um die Unterschiede, die aus den verschiedenen Anlagen, Interessen, Gesichtspunkten der Menschen kommen, nicht um die Verschiedenheiten, die aus der Individuali-

tät stammen, welche nun einmal allen Gebilden der Geschichte anhaftet. Es geht bei den Spaltungen der Christenheit ja auch nicht nur um Rechthaberei, Ehrgeiz, Lieblosigkeit und Streitsucht, die es, Gott sei es geklagt, auch unter den Jüngern Jesu gab seit der Apostel Tagen; seit den Tagen, da die Söhne des Zebedäus auf die Ehrenplätze im Reiche Gottes Anspruch erhoben, als in der Urgemeinde der Streit um die Kirchenkasse ausbrach — der erste Kirchenstreit! —, als Paulus dem Petrus ins Angesicht widerstand, weil er ihm Heuchelei vorwerfen zu müssen glaubte. Es geht in dem Wiedereinander der Konfessionen noch um etwas ganz anderes, um Wahrheit und Irrtum, reine Lehre und Häresie, Kirche und Nichtkirche.

Das wird klar, wenn man sich vorstellt, die Alte Kirche hätte auf ihren Missionsfeldern so gehandelt, wie man es heute von uns fordert. Was wäre geworden, wenn im zweiten Jahrhundert Basilidianer, Valentinianer, Marcioniten und Katholiken, Montanisten, Theodotianer und Modalisten sich um den runden Tisch gesetzt und gesagt hätten: Laßt uns um der Mission willen das Kriegsbeil begraben. Wir wollen uns als Jünger Jesu, die alle nichts anderes wollen als dem Meister folgen, eine Kirche bilden, in der jeder seine Sonderüberlieferungen im Rahmen der gemeinsamen Treue gegen den einen Herrn der einen Kirche pflegen kann. Was wäre aus der Kirche des vierten und fünften Jahrhunderts geworden, wenn sie um der Missionsaufgabe willen auf das Durchkämpfen der arianischen und des nestorianischen Streites verzichtet hätte, wenn Arianer, Homousianer, Homöusianer, Nestorianer, Monophysiten, Pelagianer, und Anhänger Augustins friedlich in einer großen Kirchengemeinschaft sich vereinigt hätten? Man braucht diese Frage nur zu stellen, um die einzige Antwort zu finden, die darauf gegeben werden kann: Es würde dann heute überhaupt keine Kirche mehr geben. Die Kirche wäre zugrunde gegangen. Wie ein Mensch sterben muß, dessen Nieren die Gifte nicht mehr ausscheiden, die sich im Körper angesammelt haben, so muß die Kirche sterben, welche die Häresie nicht mehr ausscheidet. Es ist nicht Menschenweisheit, die uns das sagt, etwa eine bloß menschliche Erfahrung oder eine Überlegung unseres Geistes. Es ist Gottes Wort selbst, das uns Menschen darüber belehrt. „So jemand zu euch kommt und bringt diese Lehre nicht, den nehmet nicht ins Haus und grüßet ihn auch nicht. Denn wer ihn grüßt, der macht sich teilhaftig seiner bösen Werke“, so schreibt der Apostel der Liebe (2. Joh. 10f.)! Ja, schon das N. T. hallt wider vom Kampf der rechtgläubigen Kirche gegen die Häretiker. Könnten wir die Gegner des Paulus und des Johannes fragen, so würden sie auf diese Warnungen mit dem Vorwurf der Lieblosigkeit antworten. Sie wollten doch auch Christen sein. Sie glaubten doch auch an Jesus als an ihren Heiland, den einzigen Retter, der der Weg, die Wahrheit und das Leben ist. Sie wollten ihm nachfolgen. Sie waren vielleicht zeitweise die Mehrheit der Christenheit und empfanden es als grenzenlose Lieblosigkeit, daß man sie deswegen aus der Gemeinschaft der werdenden katholischen Kirche ausschloß, weil sie in den Fragen nach der Substanz der Leiblichkeit Christi anders dachten. Genau so werden es die Propheten Israels als beispiellose Lieblosigkeit empfunden haben, wenn sie von Jeremia und Ezechiel als Lügenpropheten gebrandmarkt wurden. Aber offenbar gehört es zum

Wesen der biblischen Offenbarung und darum auch zum Wesen der Kirche, daß die unüberschreitbare Grenze zwischen wahrer und falscher Prophetie, reiner Lehre und Häresie, Kirche und Nichtkirche gesehen und festgehalten wird. Es hat schon seinen Sinn, wenn derselbe Johannes, der in seinem Alter nichts mehr sagen konnte als: „Kindlein, liebet euch untereinander“, mit dem Gnostiker Kerinth nicht einmal in einer Badeanstalt zusammen sein wollte. Ohne die unbeugsame Festigkeit, mit der die Apostel, mit der ein Irenäus und Athanasius, ein Augustin und ein Luther am Dogma der Kirche festgehalten haben, eine Festigkeit, die von der Welt nur als Starsinn verstanden werden konnte, wäre die Kirche im Heidentum untergegangen. Und auch heute wird die Kirche überall dort ins Heidentum zurückfallen und darin zugrunde gehen, wo sie sich nicht mehr von der Häresie zu scheiden vermag. Wenn die Einheit der Christenheit heute als Lebensfrage der Mission verstanden wird, dann haben wir hinzuzufügen, daß die Frage der Einheit unlösbar mit der Frage der Wahrheit verbunden ist. Das beginnen denn auch die Christen in den jungen Kirchen zu verstehen, soweit sie in die Bibel hineinwachsen und aus ihr leben. Sie verstehen es sogar besser als manche ihrer Missionare, die die Bibel nur durch die Brille ihres pietistisch-aufklärerischen Modernismus zu lesen vermögen. Diese jungen Christen lesen ja auch die apostolischen Warnungen vor der Häresie. Und es gibt manches ergreifende Zeugnis dafür, daß sie zu verstehen beginnen, warum im Hohepriesterlichen Gebet des Herrn beides untrennbar zusammengehört, die Bitte um die Erhaltung in der Einheit und die Bitte um die Erhaltung in der Wahrheit. „Auf daß sie alle eins seien“, das ist nur die andere Seite des: „Heilige sie in deiner Wahrheit; dein Wort ist die Wahrheit!“ Es ist Jesus Christus selbst und kein anderer, der uns sagt, daß die Frage nach der einen Kirche die Frage nach der wahren Kirche ist.

*

„Was sollen wir in dieser Lage tun?“ So fragt Hartenstein (a. a. O. S. 167) aus der Situation von Tambaram heraus. Er berichtet davon, daß der von der lutherischen Kirche befürwortete Weg der „horizontalen Union“, d. h. der Weg des Zusammenschlusses der konfessionsgleichen Kirchen über die Grenzen der Länder und der Missionsfelder hinweg bei den meisten Teilnehmern der großen Missionskonferenz keinen Beifall fand; daß die jungen Kirchen vor allem es waren, welche auf der „vertikalen Union“ bestehen, in welcher die verschiedenen Konfessionen in einem bestimmten Lande sich zu einer christlichen Kirche zusammenschließen. „Als Vorbild und Vorzeichen wurde immer und immer wieder auf den südindischen Kirchenplan hingewiesen, dem sich Anglikaner, Methodisten und Presbyterianer angeschlossen haben.“ Hartenstein selbst erklärt sich ziemlich eindeutig für diesen Weg einer vertikalen Union im Sinne dessen, was er — dem reformierten Kirchenbegriff entsprechend — als „echte biblische Union“ bezeichnet, und erklärt von der von den Lutheranern geforderten „horizontalen Union“, also der Union der bekenntnisgleichen Kirchen: „Sie bedeutet für die jungen Kirchen nicht nur keine Lösung, sondern eigentlich das schwerste Hindernis für eine Union in

ihren Ländern, eine Verewigung lutherischer Ausschließlichkeit.“ Wir haben demgegenüber mit allem Nachdruck zu betonen, daß die horizontale Union, d. h. der Zusammenschluß der großen Konfessionen zu geschlossenen Kirchenkörpern die heute einzig mögliche Form der Union ist. Wir berufen uns dabei auf die Erfahrung. Wenn je ein Unionsversuch auf dem Missionsfeld sich als unfruchtbar erwiesen hat, dann dieser. Hartenstein selbst muß zugeben: „Sobald man an die praktischen Fragen herantrat, häuften sich die Schwierigkeiten. Arbeiten doch auch die drei großen Kirchen, die den südindischen Unionsplan unterstützen, bereits seit vollen zwanzig Jahren, ohne daß heute schon eine klare Entscheidung gefallen wäre.“ Über ein Vierteljahrhundert bemühen sich drei Kirchen in diesem Gebiet mit dem besten Willen, mit einem unglaublichen Aufwand an theologischer Arbeit und mit tiefem Gebetsernst an der Herstellung dieser Union. Gescheitert sind die Verhandlungen bisher daran, daß es trotz aller kirchenrechtlichen Konstruktionen nicht gelungen ist, die anglikanischen, presbyterianischen und methodistischen Verfassungsideale unter einen Hut zu bringen. Sogar einen Abendmahlsstreit hat es schon gegeben, und zwar nicht etwa um eine so ernste Frage wie die der Realpräsenz, die bis in das Herz des Sakraments reicht, sondern darum, ob man das Abendmahl mit Wein oder ohne Alkohol feiern muß! Welch ein Trost für uns Lutheraner, daß man uns diesmal nicht vorwerfen kann, unser Konfessionalismus, unsere lutherische Ausschließlichkeit sei wieder einmal an dem Scheitern einer Union schuld. Denn an dieser Union sind nur Kirchen reformierten Bekenntnisses beteiligt, Kirchen, die sich zu Calvins die konfessionellen Gegensätze angeblich überbrückender Abendmahlslehre bekennen.

Aber gesetzt den Fall, es gelänge diesen drei oder vier reformierten Kirchen — einige Gemeinden der Baseler Mission sind auch daran beteiligt —, in nächster Zeit die Vereinigte Kirche von Südindien zustandezubringen: Was wäre damit für die Einigung der Christenheit erreicht? Die bisherigen anglikanischen Diözesen Madras, Dornakal und Tinnevely würden, worauf in einem Aufsatz „Colonial Bishoprics“ der Church Times vom 5. April 1946 aufmerksam gemacht wird, aus der großen anglikanischen Kirchengemeinschaft der Welt ausscheiden und faktisch einen Bruch mit der Mutterkirche vollziehen. Aber auch in Südindien wäre die Kirche damit noch nicht geeint, geschweige denn in Indien. Und die neue Union stünde vor der Frage, ob und wie sie die Baptisten, die Lutheraner, die Thomaschristen, die Katholiken gewinnen könnte. Auf die Katholiken würde sie wohl oder übel verzichten müssen. Die Lutheraner könnte man allenfalls mit den Mitteln und mit dem Erfolg gewinnen, mit denen die Staatsgewalt in Preußen und in Japan sie dafür gewonnen hat. Aber der Beitritt der Baptisten müßte die Anglikaner zum Austritt nötigen. Doch nehmen wir einmal an, auch diese Frage wäre gelöst, und wir bekämen nun auf jedem Missionsfeld die ersehnte vertikale Union, was wäre die Folge? An die Stelle der Konfessionskirchen würden dann Unionskirchen treten, die je nach der zufälligen Zusammensetzung in Südindien und Nordindien, in China und Japan ganz verschiedenes Gepräge trügen, so wie es in Deutschland die altpreußische, die badische, die pfälzische und noch drei oder vier andere Unionen gibt, die niemand unieren kann.

Spener hatte einst vor der Union gewarnt, weil man dann in Deutschland statt zweier Kirchen drei oder vier haben würde. Welch ein Optimismus! Es sind sieben oder acht geworden. Weil man das Nebeneinander des Lutherschen und des Heidelberger Katechismus in Baden und in der Pfalz als ein Ärgernis empfand, führte man in beiden Territorien das ein, was man heute auf dem Missionsfeld vertikale Union nennt. Der Erfolg war, daß in Mannheim ein Unionskatechismus gilt, in dem die Lehrgegensätze aufgehoben sind, und jenseits des Rheins in Ludwigshafen ein Unionskatechismus, in dem die Lehrgegensätze ebenfalls überwunden sind. Leider ist es nicht derselbe Katechismus, sondern es sind zwei, und zwar ganz verschiedene! Darüber regt sich kein Mensch auf. Aber daß die Lutheraner an ihrem Katechismus festhalten, der, in weit über 100 Sprachen übersetzt, die Kirchen Augsburgischen Bekenntnisses in fünf Erdteilen zusammenhält, das gilt als Störung der kirchlichen Einheit. Begreift man noch immer nicht die Lächerlichkeit dieses Vorwurfs? Begreift man immer noch nicht, was für eine sammelnde Kraft die großen Konfessionen der Christenheit haben im Unterschied zu der spaltenden, zerstreuenden Wirkung, die wider den Willen und die Erwartung ihrer wohlmeinenden Gründer von den „vertikalen“ Unionen, von der nationalen oder territorialen Lösung der Einigungsfrage ausgeht? Möge die protestantische Weltmission das lernen, ehe es zu spät ist!

Woher kommt diese sammelnde Wirkung der großen Konfessionen? Sie erklärt sich daraus, daß in den Kirchen, die ihr Bekenntnis noch ernst nehmen, etwas von dem großen Ernst lebendig geblieben ist, mit dem Gottes Wort die Fragen der Lehre uns zu bedenken nötigt. Das gilt auch da, und gerade da, wo die großen Konfessionskirchen einander gegenüberstehen als solche, die miteinander um die Wahrheit ringen und sich um der Wahrheit willen voneinander scheiden. Der ernste Katholik, der ernste Lutheraner, der ernste Calvinist, der ernste Anglikaner, der ernste Baptist stehen der ewigen Wahrheit näher als der, der sich zu keiner Konfession zu bekennen wagt, weil er die Wahrheit für unerkennbar hält. Und darum stehen sich jene auch untereinander näher. Die Einheit des christlichen Abendlandes ist eigentlich nicht im Zeitalter der Reformation zerbrochen, sondern erst am Ende des 17. Jahrhunderts, als der Kampf zwischen den Konfessionen aufhörte und die Zeit der Indifferenz und Toleranz begann. Solange die Konfessionen noch miteinander rangen, sprachen sie miteinander, wußten sie, daß sie zueinander gehörten. Daher war im Grunde die Polemik des orthodoxen Zeitalters, obwohl wir nichts von ihren Sünden verschweigen oder beschönigen wollen, christlicher als die Irenik und Toleranz des 18. Jahrhunderts. Dasselbe aber gilt von unserer Zeit. Ohne den tiefen Ernst des Ringens um die Wahrheit, ohne das ernste, keine Schwierigkeit vertuschende Gespräch von Konfession zu Konfession gibt es keine Einheit der Christenheit. Warum es so ist, das wissen wir nicht. Warum Gott seine Christenheit in dieser Not leben läßt, das können wir nicht sagen. Warum er uns seine Wahrheit nicht so gibt, daß sie von jedem Gläubigen auf den ersten Blick vom Irrtum unterschieden und geschieden werden kann, das gehört zu den Geheimnissen der Geschichte der Offenbarung und der Kirche. Mit dieser Not ist die Kirche geboren. Sie

gehört. zum Wesen der Kirche auf Erden seit der Apostel Tagen. Wir können daher diese Not auch den jungen Kirchen auf dem Missionsfeld nicht ersparen. Auch sie müssen es lernen, daß der Kampf um die eine Kirche der Kampf um die wahre Kirche ist.

„Was sollen wir in dieser Lage tun?“ Wir nehmen Hartensteins Frage auf und geben darauf die einzige Antwort, welche die lutherische Kirche praktisch geben kann. Wir sollen dafür sorgen, daß auf dem Missionsfeld alle Spaltung verschwindet, die überflüssig ist, weil sie nicht aus dem letzten Ringen um die Wahrheit kommt. Es ist nicht nötig und es darf nicht sein, daß etwa innerhalb der Kirche Augsburgischer Konfession bestehende Schul-differenzen der Theologie oder Unterschiede in den Adiaphora die Einheit der lutherischen Kirche auf dem Missionsfeld oder in der Heimat hindern. Wir dürfen als Bedingung der kirchlichen Einheit und Gemeinschaft daheim und draußen nichts anderes fordern, als was in dem großen Satis est des 7. Artikels der Augustana gesagt ist: Et ad veram unitatem ecclesiae satis est consentire de doctrina evangelii et de administratione sacramentorum: „Daß da einträchtiglich nach reinem Verstand das Evangelium gepredigt und die Sakramente dem göttlichen Wort gemäß gereicht werden.“ Wo die großen Lehren der drei altkirchlichen Bekenntnisse anerkannt werden, wo die Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben gepredigt, die hl. Taufe als das Bad der Wiedergeburt gespendet und verstanden, das hl. Abendmahl im Sinne der Realpräsenz, wie unser Bekenntnis sie lehrt, gefeiert und das Amt der Schlüssel verwaltet wird, da erkennen wir die Kirche, mit der wir in der Gemeinschaft des Glaubens und des Lebens stehen. Wo aber das Evangelium und die Sakramente durch Häresie entstellt sind, da können wir um der Wahrheit willen keine Kirchengemeinschaft pflegen, weil wir mit der Irrlehre keine Gemeinschaft haben dürfen. Wir werden aber auch in solchen Kirchen noch die Una Sancta glauben, solange das Evangelium darin nicht ganz untergegangen ist und die Sakramente überhaupt noch verwaltet werden, wie ein Philipp Nicolai auch in den Missionskirchen der Jesuiten in Amerika und in der Kirche Abessiniens noch die eine Kirche glaubte. Und wir werden nicht müde werden, die Menschen, die, wie die Vorrède der Konkordienformel sagt, in Einfalt des Glaubens irren, zu lieben und, soweit es ohne Verleugnung der Wahrheit geschehen kann, mit ihnen zusammenzuarbeiten und vor der Welt das zu bezeugen, was uns mit ihnen als Christen verbindet. In diesem Sinne hat die lutherische Kirche bisher im Internationalen Missionsrat wie in der ökumenischen Bewegung der Christenheit überhaupt mitgearbeitet und wird es auch in Zukunft tun in dem Glauben, den die Erfahrung der letzten Jahrzehnte und vor allem auch die Erfahrung des letzten Krieges so großartig und für uns so beschämend bestätigt hat, daß überall da, wo Christen mit vollem, tiefen Ernst nach der einen, wahren Kirche fragen, der Herr der Kirche über all unser Bitten und Verstehen hinaus, unserem Versagen und unserer Sünde zum Trotz, Seine heilige Kirche auf Erden baut.

Erlangen

Hermann Sasse